

Rita Roedel

Kirschen stehlen

Tauche ich tief in den Sodbrunnen meiner Erinnerungen hinab und wühle die Sedimentschicht meiner frühen Kinderjahre auf, dann steigen wie aus einem geheimnisvollen Moor bunte Blasen auf. Sie gleichen den Seifenblasen, die ich als Kind mit geschürzten Lippen aus der zitternden Membran des Seifenschaums im kleinen Ring am Ende des Stäbchens hauchte. Wie magische Kugeln schwebten sie in der Luft, in ihnen spiegelte sich in Regenbogenfarben die Welt um mich herum, jedoch kopfüber und winzig klein, zum Greifen nah. Griff ich jedoch nach ihnen, platzten sie, und die kleinen Wunder schrumpften wieder zu Schaumtropfen und lagen feucht, wie kalte Spucke, in meiner Hand.

Objektiv besehen waren es keine weltbewegenden Ereignisse, obwohl solche damals durchaus stattfanden. Etwa die außerordentliche Hitzeperiode im Juni 1947, damals herrschten in der Schweiz die heißesten je gemessene Temperaturen seit Beginn der Aufzeichnungen im Jahr 1864. Aber was sollte ein viereinhalbjähriges Kind mit diesen meteorologischen Schlagzeilen anfangen? Mir war heiß, gewiss, wie allen Leuten, meine Seele aber ließ die Hitze völlig kalt. Hingegen hat sich ein Spaziergang, genauer ein Augenblick jenes Spaziergangs, in meiner Erinnerung unauslöschlich eingebrannt.

An jenem Abend im Hitzemonat Juni 1947 bricht Mutter mit uns und dem Hund der Nachbarin nach dem Nachtessen zu einem Spaziergang auf. Das ist außergewöhnlich, denn üblicherweise müssen mein kleiner Bruder und ich nach dem Nachtessen ins Bett. Der kleine Vorplatz unseres Wohnhauses liegt bereits im Schatten zwischen den aufragenden Mauern der Nachbarshäuser. Der braune Boxer steht breitbeinig wie ein Tabourettli da, hechelt, hebt hin und wieder den dicken Kopf und blickt zu meiner Mutter hoch. Frau Wehrli, seine Besitzerin ist in die Bäckerei zurückgekehrt, froh, dass Mutter ihn auf den Abendspaziergang mitnimmt, tagsüber wäre es auch für ihn zu heiß gewesen. Reto sitzt im Kinderwagen, einem hölzernen Kasten in schmutzigem Hellbeige, über dessen ovale Seitenbretter sich der metallgraue Schriftzug „Wisa Gloria“ schwingt. Er lehnt sich über die Wagenkante und streckt seinen Arm nach „Boxli aus“, der Hund macht keinen Wank.

Ich stehe ängstlich oben auf der Treppe, die zum Plätzchen hinunterführt. Klein und mager, zu klein und zu mager für mein Alter. Meine Mutter erwähnte diese Eigenheit von mir später mit leisem Vorwurf, so als hätte meine Mickrigkeit sie damals beschämt, fügte jedoch rasch hinzu: „Aber du warst gesund.“ Ich trage ein grün-weiß kariertes Kleidchen, ein sogenanntes „Hängerchen“, welches sie aus einem Fetzen Baumwollstoff aus der „Restentrucke“ des Stoffhauses „Ackermann“ genäht hat. Das Unternehmen existiert zu meiner Verwunderung noch immer und versendet wie vor fünfundsiebzig Jahren Reststoffpakete. Ich schaute jeweils zu, wie Mutter den Stoff vorn unter die Nähnaedel der Maschine schob, mit den Füßen das Tretgitter „trampfte“, damit die Naedel mit lautem Tak-tak-tak auf und ab zuckte. Worauf Mutter hinten eine Spielhose für meinen Bruder, ein Röcklein für mich oder eine Schürze für sich selber unter der Nähnaedel hervorzog. Dazu trage ich ein rosa Sonnenhütchen mit ondulierter Krempe, ebenfalls aus einem Fetzen Baumwollstoff aus dem Fundus der „Ackermann-Trucke“ und ebenso wie das „Hängerchen“ nach einem Schnittmuster aus der Frauenzeitschrift „Annabelle“ geschneidert. Unter dem Hütchen hängen meine langen, dicken, dunkeln Zöpfe hervor, in die offensichtlich all meine Wachstumsenergie und Substanz geflossen ist. Sie sind Mutters ganzer Stolz, mit Hingabe hat sie sie straff gezöpfelt, das lose Ende mit Blümchen verzierten „Zopfschnälleli“ zusammengezurrt und sie über meinem Hängerchen gut sichtbar drapiert.

Ich lutsche an einem der pinselartigen Zopfenden, obwohl Mutter es nicht gerne sieht. Aber Boxli, der unten auf dem Vorplatz steht, wird mit jedem Tritt, den ich hinabsteige, größer. Von Zeit zu Zeit dreht er den Kopf in meine Richtung. Dann sehe ich seine lange Zunge, die ihm aus dem Maul heraushängt und sich auf und ab bewegt, weil er schnauft. Seine Mundwinkel hängen herab, als hätte er zu viel Haut, so dass ich seine spitzen Zähne aufragen sehe. „Ma vegn“, ruft Mutter von unten herauf, „Boxli nu fo ünguota, so komm schon, Boxli tut dir nichts!“ Alle warten. Mit der einen Hand umklammere ich das schmiedeeiserne Treppengeländer, dessen Handlauf sich über dem untersten Tritt zu einer Schnecke einrollt. Manchmal folge ich mit dem Zeigefinger den Windungen und versuche ins Zentrum der Schneckenspirale zu gelangen. Aber je näher ich dem Zentrum komme, desto enger wird sie, und kurz vor dem Ziel quetscht die Schnecke meinen Finger erbarmungslos zusammen, so als wäre es verboten, bis in ihr Innerstes vorzudringen.

Nach einer Weile höre ich Mutter sagen: „Gainsa!“ Gehen wir! Sie schiebt den Kinderwagen vom Vorplatz auf die Straße hinaus und macht sich auf den Weg. Boxli trottet neben dem Kinderwagen her und dreht mir sein Hinterteil zu. In Null Komma nichts bin ich unten, eile Mutters geblütem, energisch ausschwingendem Sommerrock hinterher. Unterwegs spähe ich durch die kleinen Fenster, die zu ebener Erde in die Hausmauern eingelassen sind, aber ich kann nichts sehen, drinnen ist es schwarz. Eines der Fensterchen ist von einem Spinnennetz verhängt, ich suche die Spinne, aber sie ist nicht da. An einem Fensterladenpaar in der untersten Fensterreihe eines Hauses entdecke ich je ein kleines Püppchen, ein Bübchen mit kurzen Haaren und ein Mädchen mit abstehenden Zöpfchen. Es sind Fensterladenhalter, wenn ich sie herunterklappe, machen die Püppchen den Kopfstand, wenn ich sie wieder hinaufklappe, stehen sie aufrecht. Plötzlich höre ich Mutter rufen: „Ma che fesch lo? Was machst du dort? Komm endlich.“ Ich zucke zusammen, sage den Püppchen adiö und renne die Straße hinauf. Mutter steht mit Reto und Boxli schon weit oben.

Die Straße führt zwischen hohen, grauen Mauern stetig aufwärts. Oft hatte Mutter mich hochgehoben, damit ich über die Mauern hinwegsehen konnte, daher weiß ich, dass dahinter reihenweise Reben stehen, die aussehen, als stakten sie an ihren Stecken den Hang hinauf. Jetzt gehe ich zwischen den Mauern wie in einer Schlucht. Mit der Hand streichle ich das Mauerstein, es ist warm und rau. Hin und wieder begegnen meine Fingerkuppen dünnen Flechten oder Moospölsterchen, die sich wie struppige, kleine Felle anfühlen. Aus den Ritzen am Fuß der Mauer wachsen gelbe, dünne Gräser, wenn ich mit der Hand darüberfahre, rascheln sie. Plötzlich huscht eine Eidechse über die Mauer, ich ziehe meine Hand erschrocken zurück, die Eidechse verschwindet in einem Mauerloch. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und schaue ins Loch hinein, kann sie aber nicht sehen, sie ist verschwunden. Ich warte, ob sie wieder herauskommt. „Ma vegn! So komm doch!“, höre ich Mutter von weitem rufen. Ich lasse die Eidechse in ihrem Loch zurück und hole das Gefährt ein, bis auf einen Sicherheitsabstand Boxlis wegen.

Da ertönt der langgezogene, tiefe Dreiklang des Postautos: „Dü-da-doo – Dü-da-doo.“ Mutter bleibt stehen, schiebt den Kinderwagen dicht an die Mauer heran, drängt mit der Hand Boxli gegen die Mauerwand und befiehlt mir, mich ebenfalls an sie zu lehnen, „e sto salda, und steh still“ Ich gehorche augenblicklich. Die Arme leicht ausgestellt presse ich Hände und Rücken gegen die Mauer, als wolle ich mit ihr

verschmelzen, und halte den Atem an. Riesenhaft schiebt sich die gelbe Wand an mir vorüber, sie scheint kein Ende zu nehmen. Endlich kommt die graue Straße wieder zum Vorschein. Ich löse mich von der Mauer, atme tief aus und wieder ein, während das gelbe Ungetüm sich bergwärts entfernt. Mutter nickt mir zu: „Bain fat. Gut gemacht.“ Ich bin stolz, mit dem Postauto weiß ich umzugehen. Boxli stellt sich mitten auf die Straße, bellt hinter dem Riesengefährten her, bis es hinter der nächsten Straßenkehre verschwunden ist. Nur sein gelbes Dach ist noch zu sehen, wie es sich über der Mauerkante bergwärts schiebt.

Wir steigen weiter. Ich bin müde, mir ist langweilig. „Guarda, schau“, sagt Mutter und zeigt zur Straßenkehre hinauf, die vor uns liegt. Unter den Zweigen eines Gebüsches, das über die Mauer hinausragt, steht ein Brunnen. Ich renne hin, klettere auf den Brunnenrand hinauf, umklammere mit beiden Armen die Brunnensäule und warte auf Mutter. Denn ich bin einmal in Zuoz in den Dorfbrunnen gefallen. Mutter nimmt mir mein Sonnenhütchen ab und hält mich am Rockzipfel fest, während ich mit beiden Händen die Wasserröhre umklammere und mich vorbeuge, um zu trinken. Vorsichtig nähere ich meinen Mund dem Wasserstrahl, er ist hart und kalt, mit zugekniffenen Augen beiße ich kleine Schlückchen heraus. Aus den Augenwinkeln sehe ich Boxli sich auf die Hinterbeine stellen, seine Pfoten auf den Brunnenrand legen und seine lange Zunge ins Wasser hängen. Ich erstarre. Mutter lacht: „Ma el ho er said. Er hat auch Durst.“ Ich habe keinen Durst mehr. Ich rutsche über den Brunnenrand hinunter auf die Straße und begeben mich in Sicherheit. Aus Distanz schaue ich zu, wie Mutter sich jetzt mit Reto auf dem Arm der Brunnenröhre nähert. Ich sehe, wie er mit den Händchen nach dem Wasserstrahl greift, sie zu sich heranzieht, hineinschaut, abermals nach dem Wasserstrahl greift, abermals in seine Hände st, immer wieder.

„Gainsa! gehen wir!“, sagt Mutter nach einer Weile wieder. Von meinen nassen Zopfquasten tröpfeln Tropfen, sie hinterlassen eine dunkle Tupfenspur auf dem hellen Asphalt, die rasche verblasst. Wir steigen weiter. Die Mauern wollen kein Ende nehmen, einmal sind sie von einem hölzernen Tor unterbrochen, zwischen den Latten hindurch kann ich eine Wiese sehen und Bäume. Unverhofft ist die Mauer zu Ende, als hätte jemand sie abgeschnitten, und vor mir liegt die Wiese mit den Bäumen.

„Nuschers, Nussbäume“, höre ich meine Mutter rufen. Schnurstraks stapfe ich durchs hohe Gras auf den nächsten Baum zu, die Halme streifen kitzelnd meine Beine. „Nu sun mûrs, sie sind noch nicht reif“, holt mich Mutters Stimme zurück. Enttäuscht kehre

ich um, mein Gesicht macht ein wenig einen „Mutsch“, zum Glück kann Mutter mich nicht sehen, sie lacht mich aus, wenn ich einen „Mutsch“ mache. Mit den Händen schlage ich die hohen Halme zur Seite, die sich mir auf dem Rückweg in den Weg stellen. Weit oben auf der langweiligen Straße sehe ich Mutter mit Reto und Boxli immer weitersteigen, so weit voraus sind sie mir, dass meine Beine vom bloßen Schauen wieder müde werden und meine Füße schlurpen.

Endlich bleibt Mutter stehen. Vielleicht wartet sie doch auf mich, denn sie schiebt den Kinderwagen an den Straßenrand in den Schatten einer dicken Mauer. Von weitem sieht diese aus wie ein Steinklotz, dessen Rückseite bis zum Baum reicht, der am Rand des Rebhanges steht. Plötzlich ist Mutter verschwunden, nur Boxli schnüffelt noch an den Mauerecken herum. Wohin ist sie gegangen? Meine Beine beginnen wie von selber zu rennen, als wären sie nicht mehr müde.

Wie ich beinahe oben bin, merke ich, es ist kein gewöhnlicher Mauerklotz, sondern so etwas wie ein Häuschen ohne Fenster und ohne Tür. In einer Spalte auf der Vorderseite ist eine steile Treppe verborgen, die zu einer Dachterrasse hinaufführt: oben steht meine Mutter. Sie lacht zu mir herab und macht mit dem Finger ein Zeichen, fast wie die Hexe in „Hänsel und Gretel,“ dass ich zu ihr hinaufkommen soll. Neugierig kraxle ich die hohen Steinstufen empor, ich kann es kaum erwarten zu sehen, was sie mir dort oben zeigen will. Ich bin enttäuscht: nur Sand und Steinchen, dürre Gräser, Blätter und Zigarettenstummel liegen da herum, sonst nichts, außer einem niederen Randmäuerchen drumherum, damit man von hier oben nicht hinunterfällt. Ich blicke fragend zu meiner Mutter auf: „Che fainsa co? Was machen wir hier?“ Sie sagt nichts, schmunzelt nur und führt mich zur Ecke, wo die Zweige des Baumes, der unten am Rand des Rebhanges wächst, über die Terrasse herabhängen. „Spetta co, warte hier“, flüstert sie, legt den Finger an ihre Lippen und blickt mich geheimnisvoll an. Ich schaue ihr zu, wie sie auf das Mäuerchen steigt und ihr Oberkörper zwischen den raschelnden Blättern verschwindet, bis nur noch ihre Beine darunter hervorschauen, lustig sie es aus, beinahe so, als stehe der Baum auf zwei Menschenbeinen. „Mami!“, höre ich Retos ängstliche Stimme vom Fuß der Treppe herauf. Rasch wende ich mich um, lege meinen Finger, Mutter nachahmend, an die Lippen: „Psst! Mami ist im Baum.“

Ich biege den Kopf weit in den Nacken und spähe blinzeln zwischen den in der Sonne flirrenden Blättern nach ihr. Aber ich kann sie nicht sehen, sobald ich meine Augen ein Spältchen weit öffne, schießen die Sonnenstrahlen wie Pfeile herein, so dass sie sich von selber wieder schließen. Ich möchte wissen, was Mami im Baum oben macht. „Ritin, pigla!, nimm!“ flüstert sie plötzlich aus dem Baum heraus und ich sehe ihre Hand zwischen den untersten Zweigen hervorragen. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und strecke ihr meine Hände, Handballen an Handballen, zu einem Körbchen gefügt entgegen. Was Mutter hineinlegt, kann ich nicht sehen aber spüren es sind glatte, warme „Culinas“, Chugeli, – Kirschen? „Tegna bain. Halte sie gut fest“, raunt Mutter mir zu. Ich umklammere sie ganz vorsichtig mit den Fingern, nehme meine Hände wieder herunter und schaue hinein. Es sind Kirschen, schwarze, glänzende Kirschen mitsamt den Stielen, solchen mit nur einem Stiel und Zwillingspaare, sogar Drillinge. Ich mustere die Zwillinge, die schönsten möchte ich mir als „Ohreplämpel“ über die Ohren hängen, wenn ich den Kopf schüttle, tätscheln sie meine Wangen.

Ungeduldig starre ich in den Baum hinauf und warte darauf, dass Mutter endlich herabsteigt. Plötzlich geht ein Zitternrauschen durch die Blätter, Mutters Beine auf dem Mäuerchen knicken ein, gehen in die Hocke und unter dem Baum kommt Mutter hervor. „Attenziun, Achtung!“ ruft sie. Ich weiche einige Schritts zurück und schaue zu, wie sie mit einem Satz auf die Terrasse herabspringt. Ihr Sommerrock bläht sich auf wie ein geblümter Schirm. „Mami! Mami!“ ruft Reto vom Fuß der Terrassentreppe herauf und ich kann hören, wie sein Kinderwagen wippt. „Retoin, I vegn, ich komme gleich“, ruft Mutter hinunter. Dann zeigt sie mir die Kirschen in ihren Händen, ganz viele sind es, dazu macht schmale Augen und blinzelt mir zu. Ich zeige ihr meine Kirschen und frage: „Darf ich Ohrplämpel machen?“ Mutter nickt, presst ihre Lippen zusammen und stülpt sie ein wenig nach innen, als wolle sie sie im Mund verstecken, damit sie das Geheimnis nicht verraten: Sie hat die Kirschen vom Baum gestohlen, auch für mich. Stehlen ist verboten, sagt sie sonst immer mit strengem Gesicht, jetzt aber lächelt sie. Meine Freundin Luzia und ich stehlen manchmal Schokolade, obwohl es verboten ist. Wir schleichen im Laden ihrer Eltern die Kellertreppe hinab, verstecken uns im Lagerraum und löschen das Licht, damit uns niemand sieht. Dann stehlen wir aus den Schachteln, die auf den Regalen stehen, Schoggistängeli und essen sie im Dunkeln. Luzia sagt: stibitzen. Ich schaue die Kirschen in unseren Händen an, vielleicht sind auch sie nur stibitzt und nicht richtig gestohlen. Mit einem Mal ist mir, als wäre

Mutter gar nicht mehr so, wie sie immer ist, sondern ein wenig wie Luzia, und ich ihre Freundin. Denn wir haben zusammen ein Geheimnis, das wir niemandem verraten dürfen: wir haben miteinander Kirschen stibitzt. Jenes Ereignis hat sich mir unauslöschlich in meiner Kinderseele eingebrannt.

Was danach geschah, ob wir die Kirschen gleich auf der Terrasse, im Schatten unter dem geplünderten Baum gegessen haben? Ob wir sie in Mutters Tasche versteckt und uns erst später in sicherem Abstand zum Tatort unter einem ahnungslosen Nussbaum über sie hergemacht haben? Ob Mutter für meinen kleinen Bruder Reto die Kirschsteine herausgenagt und ihm nur das lila-weiße Fruchtfleisch hingestreckt hat, damit er sich an den harten Kernen nicht verschluckt? Ob Mutter und ich diese lustvoll in hohem Bogen übers Gras hinweg gespuckt und ihnen nachgeschaut haben, wessen Kirschstein das Wettspucken wohl gewinnen würde? Ob ich mein Sonnenhütchen vom Kopf genommen und mich vergnügt mit den beiden schönsten kugeligen Zwillingskirschen als pendelnde Ohrgehänge geschmückt habe? Ob Mutter die „Tschireschas“ mit nach Hause genommen und zu einem Kompott verkocht hat, weil man nach roh genossenen Kirschen kein Wasser trinken durfte, da man davon eine Blinddarmentzündung bekam? Ob wir die gestohlenen Kirschen erst zu Hause gegessen haben und wie die noblen Leute die Kirschsteine zwischen unseren zusammengekniffenen Lippen mit der Zungenspitze hinausschoben, um sie mit einem lautlosen „pf“ manierlich in ein Teelöffelchen zu schubsen? Eine Fertigkeit, die Mutter mich gelehrt hat, nachdem sie selber von ihrer ältesten Schwester, die Köchin in einem Nobelhotel am Thunersee gewesen war, in die Feinessen gehobener Esskultur eingeweiht worden war? Daran kann ich mich nicht erinnern.